

Gesprächsleiter Prof. Gert Weisskirchen (SPD): 1968 und danach schien es so, als wenn das regierende Europa den Status quo von Jalta verinnerlicht hätte. Aber wir haben ja durch die Erklärungen, die wir jetzt gehört haben, gesehen, daß sich aus dem Innern etwas anderes entwickelte. Zunächst allerdings war es so, daß dem europäischen Osten sein unglückliches Bewußtsein blieb, wie György Konrad es ausgedrückt hat.

Aber es gab auch anderes. Es gab welche, die versuchten, das zu durchkreuzen, und ein neues Europa reifte von unten heran. Tim Garton Ash hat das zunächst in seinem ersten großen Buch „Die Abwahl des Jahrhunderts“ und nun in seinem zweiten Buch beschrieben.

Aber es gab noch andere Personen, die dagegen aufgestanden sind. Als einen von ihnen möchte ich ganz herzlich Frantisek Czerny unter uns begrüßen, den Gesandten der Tschechischen Republik, und zwei andere Deutsche, Rudi Pahnke und Eva Quistorp, die ebenfalls unter uns sind. (Beifall)

Tim, wie haben Sie als Engländer das beobachtet, was in der Mitte Europas vor sich ging: Die Deutschen, verzagt und zurückhaltend, und die anderen, die Tschechen und die Slowaken, anders, mutiger, so wie es aussah?

Timothy Garton Ash: Ich möchte zunächst sagen, daß ich mich sehr freue, hier aussagen zu können. Ich halte die Enquete-Kommission in der Tat für eine sehr wichtige und gute Sache. Ich glaube, gerade die wissenschaftliche und publizistische Aufarbeitung der NS-Vergangenheit nach 1945, auch in der Zeitgeschichtsschreibung, ist wirklich vorbildlich gewesen. Sie hat viel zur Vertiefung der Demokratie in der alten Bundesrepublik beigetragen. Ich kann mir denken, daß das auch im Falle der SED-Diktatur langfristig die beste und wirksamste Form der Aufarbeitung dieser Vergangenheit sein wird.

Es ist schon viel Richtiges und Wichtiges gesagt worden. Ich möchte mich nur auf zwei Aspekte konzentrieren, und zwar zum einen auf das Verhältnis – es ist schon angesprochen worden – zwischen westlicher Ostpolitik – nicht nur deutscher, aber vor allem der deutschen Ostpolitik und Entspannungspolitik – und dem Prager Frühling und der Entwicklung in der Tschechoslowakei danach. Zum zweiten geht es mir um die Folgen, um die Zusammenhänge zwischen 1968 und 1989.

Erst einmal eine ganz banale Feststellung: Der Prager Frühling ist offensichtlich keine Folge der Entspannungspolitik gewesen, weil es diese Entspannungspolitik vorher nicht gab. Zwar gab es sie sicher ansatzweise im Konzept bei Willy Brandt als Außenminister. Sie haben das auch angesprochen. Das hat auch Hoffnung gegeben. Aber es gab sie noch nicht in der Praxis. Die Ostverträge gab es noch gar nicht; im Gegenteil: Es war ja noch möglich, bis zu einem bestimmten Grade sogar öffentlichkeitswirksam in Osteuropa den Einmarsch in die Tschechoslowakei mit der angeblichen deutschen Bedrohung, der Bedrohung durch den deutschen Revanchismus, zu rechtfertigen, was 1981 nicht mehr so möglich war, geschweige denn 1989.

Dann stellt sich natürlich die Frage, wie sich die Normalisierung à la Husak zu der Normalisierung à la Willy Brandt verhält. Michel Debré, der französische Außenminister, hat einmal gesagt, der Einmarsch in der Tschechoslowakei sei ein Verkehrsunfall auf der Straße zur Détente. Ich glaube, man muß nüchtern feststellen, daß der Einmarsch nicht nur ein Verkehrsunfall auf der Straße zur Détente war, sondern gewissermaßen die Mautstation auf der Straße zur Entspannungspolitik und gerade zur deutschen Ostpolitik.

Richard Löwenthal schrieb, daß die Sowjets gerade jetzt – also im Frühjahr 1969 –

„zu einer flexibleren Diplomatie zurückfanden, war sicher teilweise die Folge der Tatsache, daß sie sich nach der gewaltsamen Niederschlagung des tschechischen Reformkommunismus im eigenen Machtbereich sicherer fühlen konnten. Wandel durch Annäherung war nicht mehr zu fürchten.“

Normalisierung à la Husak war also gewissermaßen eine Voraussetzung für die Normalisierung à la Brandt.

Dann stellt sich eben die Frage: Wie könnte die Wirkung in der anderen Richtung sein, nämlich von West nach Ost? Hat die außenpolitische Normalisierung der Ostpolitik in der Tschechoslowakei die Normalisierung à la Husak, also den Versuch, eine europäische Gesellschaft mit Gewalt und Androhung von Gewalt und Einschüchterung und Gleichschaltung den sowjetischen Normen wieder anzupassen, erleichtert, oder hat sie im Gegenteil längerfristig eine Normalisierung im westlichen Sinne erleichtert?

Dazu möchte ich an dieser Stelle einen Zeugen zu Wort kommen lassen. Er heißt Václav Havel und sprach noch im Herbst 1989 in der Frankfurter Paulskirche wie folgt:

„Ihr Land hat einen großen Beitrag zur modernen europäischen Geschichte geleistet: die erste Welle der Entspannung durch seine bekannte Ostpolitik. Doch auch dieses Wort konnte so manches Mal ganz schön doppeldeutig sein. Es bedeutete selbstverständlich den ersten Hoffnungsschimmer für ein Europa ohne Kalten Krieg und Eisernen Vorhang; zugleich aber – leider – bedeutete es nicht nur einmal auch den Verzicht auf Freiheit und damit auf eine grundlegende Voraussetzung jedes wirklichen Friedens: Ich erinnere mich immer noch, wie zu Beginn der 70er Jahre einige meiner westdeutschen Freunde und Kollegen mir auswichen aus Furcht, daß sie durch einen wie auch immer gearteten Kontakt zu mir, den die hiesige Regierung nicht gerade liebte, eben diese Regierung überflüssigerweise provozieren und damit die zerbrechlichen Fundamente der aufkeimenden Entspannung bedrohen könnten.“

Soweit Václav Havel. Man kann natürlich die Gründe aufzählen, z. B. die Tatsache, daß Ost- und Mitteleuropa sowieso nur an sehr untergeordneter Stelle, nämlich an dritter Stelle, in der Ostpolitik standen. Gewissermaßen

mußte das auch so sein, und zwar bedingt durch die Tatsache, daß sich die zwischenstaatliche Normalisierung sowieso so schwierig gestaltete.

Man muß auch sicherlich die positiven Seiten des Entspannungsprozesses – auch in der Tschechoslowakei – sehen, nämlich die Tatsache, daß das Feindbild Deutschland nach diesen 20 Jahren 1989 überhaupt nicht mehr wirksam war. Die Berufungsmöglichkeiten vor allem auf die KSZE, die schon von Anna Sabatova und Gerd Poppe erwähnt worden sind, und das Helsinki der menschlichen Kontakte haben sicher eine Rolle gespielt. Aber, ich glaube, daß dieser Aspekt – von Havel sehr pointiert angesprochen – nicht vergessen werden sollte. Das gilt übrigens weitgehend noch bis tief in die 80er Jahre hinein. Auch Gerd Poppe hat das gerade erwähnt.

Meine zweite Bemerkung bezieht sich auf die Folgen. Sie, Herr Mlynar, haben eine interessante Formulierung gebraucht, als Sie sagten, der Prager Frühling sei der letzte noch denkbare Versuch gewesen, den Kommunismus von oben mit Unterstützung von unten zu reformieren. Ich würde sagen, es war tatsächlich der letzte Versuch, der stattgefunden hat, den Kommunismus von oben mit tatsächlicher Unterstützung von unten zu reformieren. Aber er war noch denkbar.

Das ist ein bißchen wie die Ehe von Romeo und Julia. Weil sie nicht zustande kam, kann man nicht wissen, wie sei ausgegangen wäre. Ich sehe eine sehr wichtige Schlußfolgerung – Sie haben es vorhin erwähnt –, und ich will es nur unterstreichen. Sie lautet – in der schönen Formel von Leszek Kolakowski –: Der demokratische Kommunismus sei wie gebratene Schneebälle. Ein Widerspruch in sich. Das heißt, die Lehren, die gerade in Polen, aber dann eben auch bei der Charta 77 – ich denke an den berühmten Essay „Die parallele Polis“, aber auch an den neuen Revolutionismus von Adam Michnik – gezogen wurden, beinhalten, daß man es anders versuchen müßte, und zwar mit einer Strategie der gesellschaftlichen Selbstorganisation. Das ist die wichtigste Kausallinie zwischen Prag 1968 und Gdansk August 1980, worüber wir heute nachmittag noch sprechen werden.

Ich glaube aber, daß dieses noch Denkbare auch im Jahre 1989 eine wichtige Rolle gespielt hat, nur eben nicht in Prag. Zwar ist das schöne graphische Spiel, das Sie erwähnten, nämlich die Ziffern 68 umgestellt, in Prag erfunden worden – ich habe es an einem Fensterladen im November 1989 in Prag zum erstenmal gesehen –, aber dort traf es nicht zu. 1989 war dort eben nicht 1968.

Ich denke, an drei Stellen in Europa hat diese Hoffnung eine Rolle gespielt: Zum einen – Gerd Poppe hat es erwähnt – in der DDR, wo man gerade in Oppositionskreisen gewissermaßen noch die Hoffnung auf einen dritten Weg, auf einen demokratisierten Sozialismus, gehabt hat, zum anderen noch viel mehr in zwei Städten, und zwar in Moskau und in Bonn. Das Wichtigste war natürlich Moskau.

Es steht fest, daß die berühmte Antwort von Gennadij Gerassimow auf die Frage, 1987 in Prag gestellt, „Was ist der Unterschied zwischen dem Prager Frühling und dem, was jetzt in Moskau passiert?“, „19 Jahre“ nicht einfach ein Scherz war, sondern einen tieferen Sinn gehabt hat. So war die Reformpolitik Gorbatschows – auch der Leute um Gorbatschow herum, nicht zuletzt durch den persönlichen Einfluß von Zdenek Mlynar mit seinem alten Zimmerkameraden Michail Sergejewitsch, aber auch beispielsweise durch Jakowlew, der 1968 viel in Prag war und die ideologischen Lehren, also der Prager Frühling als eine große verpaßte Chance, verstanden hat – gewissermaßen der Versuch, zum zweitenmal einen Prager Frühling zu gestalten, aus der Mitte heraus. Gorbatschow sprach noch 1989 vom Sozialismus mit menschlichem Gesicht. Diese Illusionen waren sicherlich spätestens dann äußerst hilfreich, sogar entscheidend für die Entwicklungen in Ostmitteleuropa im Jahre 1989. Denn wenn die sowjetische Führung diese illusionäre Hoffnung nicht gehabt hätte, hätte sie es gar nicht versucht, einen Reformkommunismus nach Ostmitteleuropa zu bringen.

Neulich war wieder ein angebliches Komplott im Gespräch, also eine Verschwörungstheorie zu den Ereignissen von 1989. Die sowjetischen Vorstellungen gingen meines Wissens nicht viel weiter darüber hinaus, daß man über den Weg einer Reform von oben, über kleinere Gorbatschows in Osteuropa zu einer allmählichen, kontrollierten Annäherung der beiden Teile Europas und auch Deutschlands kommen könnte – aber eben nicht mehr.

Ich glaube feststellen und beweisen zu können, daß die Hoffnung des Prager Frühlings eine gewisse Rolle gerade in der Ostpolitik von Teilen der westeuropäischen Linken, insbesondere der SPD – ich sage es ganz vorsichtig: in Teilen der SPD –, in den achtziger Jahren gespielt hat. Der Reformgedanke war nämlich ein Kerngedanke des Konzeptes beispielsweise von Egon Bahr und auch von Horst Ehmke. Deswegen oder auch deswegen hat man sich so sehr auf die kommunistischen Machthaber konzentriert. Aber das Ergebnis ist höchst paradox. Ich glaube in der Tat, daß gerade die Illusionen insbesondere so mancher westdeutschen Sozialdemokraten – natürlich nicht nur – die Illusion der sowjetischen Reformpolitik, auch die Gorbatschows, verstärkt haben. Er fand sein Wunschenken, was die Reformierbarkeit des Kommunismus anbelangt, durch die Tatsache bestätigt, daß auch westliche Sozialdemokraten das Ganze gewissermaßen so sahen. So ist das Ergebnis der Geschichte höchst paradox. Die Geschichte ist viel listiger als wir.

(Abg. Prof. Dr. Soell (SPD): Die Geschichte geht ja auch weiter!)

Die Frage ist – damit will ich abschließen –, ob man eine solche illusionsträchtige Politik, genährt durch die Illusionen anderer, die am Ende noch hilfreich waren, als Erfolg auf dem eigenen Konto verbuchen kann. (Beifall)

Prof. Dr. Zdenek Mlynar: Ich fühle mich angesprochen. Ich bin der Meinung, es geht darum, daß wir das, was hier kritisiert wurde, heute nicht wiederholen.

Was mir nicht ganz gefällt, ist, daß manchmal die Neigung zu beobachten ist, daß diejenigen als Gesprächspartner bezüglich des Geschehens im ehemaligen Ostblock zur Kenntnis genommen werden, die heute an der Macht sind. Diejenigen, die heute eine gewisse Art Opposition darstellen, sind manchmal dieselben. Das schreiben heute Petr Uhl und ich in der „Praha“ oder in der „Pravo“. Das ist absurd; aber es ist so. Ich tue das aber nicht deshalb, weil ich nicht damit einverstanden bin, was dort geschehen ist, sondern weil ich gewisse Vorbehalte habe. Darum bin ich für viele manchmal nicht mehr der richtige Gesprächspartner. Hier nicht, hier sitzen wir alle zusammen. – Das halte ich für die wichtigste Lehre aus der Vergangenheit.

Ansonsten möchte ich sagen: Es hat keinen Sinn, verschiedene Grunderlebnisse, die unterschiedliche Generationen in ihrem Lebenslauf als Ausgangspunkt gehabt haben und die sie als die wichtigsten empfinden, gegeneinander zu stellen. Man muß vielmehr versuchen, über die Generationsunterschiede hinaus das zu verstehen, was in jener Zeit als gemeinsames Ziel angestrebt wurde. In diesem Sinne, glaube ich, sind wir nicht so sehr voneinander entfernt, wie das heute manchmal aussieht.

Jetzt nur ganz kurz zu etwas anderem. Ich habe das Ganze als politisch denkbaren Versuch, und zwar nur in der Tschechoslowakei, bezeichnet. Was Leszek Kolakowski betrifft, habe ich noch seinen Versuch in Erinnerung, den polnischen Schneeball zu braten, und zwar im Jahre 1956. Es entwickelt sich alles bei ihm, bei mir, bei allen, die wir da sind.

Noch eine Bemerkung, die die Russen betrifft. 1985 oder später schuf Gerassimow das Bonmot bezüglich der 19 Jahre. Das ist alles nicht so einfach. Ich weiß nicht, ob Sie wissen, daß Alexander Nikolajewitsch Jakowlew – Sie haben ihn genannt – eine Aufzeichnung über seine Teilnahme an einer Sitzung im August 1968 in Prag als Berater des damaligen Politbüromitglieds Mazurow hat. Er hat mir, als ich ihm 1989 in Moskau zum erstenmal begegnet bin, erzählt, ohne sich zu schämen, daß er damals in Prag war und die revolutionäre Regierung nicht zusammenbringen wollte, weil einer der Genossen so betrunken war, daß er nicht mehr wußte, wo die Sitzung stattfinden sollte. Das hat er im Jahre 1989 witzig gefunden. Da sind die Unterschiede. Ich möchte das auch heute nicht alles auf eine Ebene gestellt sehen.

Es ist auch nicht so einfach mit dem, was Václav Havel gesagt hat. Sicherlich ist es so, daß nicht alles daran gemessen werden darf, ob Václav Havel damals – meiner Meinung nach gilt das aber auch heute – inmitten des Geschehens stand. Es ging doch darum, daß die Vertreter der Charta 77 – Havel und alle anderen – im Bewußtsein des Westens auch deshalb zu anerkannten Erscheinungen aufsteigen konnten, weil die Atmosphäre der Entspannung herrschte. Daß sie widersprüchlich war, da haben Sie recht. Aber es waren nicht nur die deutschen Politiker, die ein Treffen mit Havel oder mit Walesa

in Polen abgesagt haben. Das waren doch auch andere. Nennen sie einen englischen oder einen anderen Politiker, der sich damals mit Ihnen getroffen hätte.

(Abg. Poppe (Bündnis 90/Die Grünen): Doch! Gab es!)

Also bitte, da muß Objektivität herrschen.

Ohne diese Atmosphäre hätten alle Dissidenten – da waren Havel, Sabatova, ich und all die anderen noch zusammen – im Westen niemals das bedeuten und bewirken können, was diese Opposition nach 1977 immerhin bedeutet hat. All die Preise, die einige der damaligen Schriftsteller bekommen haben, waren doch auch Teil der Politik, die von den Vertretern der damaligen Entspannungspolitik bewirkt worden ist.

Ich möchte nur noch sagen, daß ich bei den Gesprächen mit Willy Brandt, die ich zu diesem Thema mehrmals mit ihm gehabt habe, gewarnt habe: Setzen sie nicht auf die Bilaks und die anderen, weil deren Macht vorübergehend ist. Es sieht nur so aus, als ob sie weiter Geschichte machen werden. Das war 1987. Sie haben das zwar zur Kenntnis genommen, haben sich aber sicherlich nicht immer daran gehalten. Das ist, wenn Sie so wollen, die Tragödie der Realpolitik. Die ehemaligen Realpolitiker hasse ich eigentlich; das gebe ich zu.

Abg. Meckel (SPD): Ich möchte mit einer persönlichen Bemerkung beginnen. Sie betrifft die persönliche Begegnung hier mit Zdenek Mlynar. Es war Ende der siebziger Jahre, als ich das erste Mal sein Buch „Nachtfrost“ in die Hand bekam, das hier schon angesprochen worden ist. Es hatte für mich damals eine große Bedeutung. Zum einen historisch, um über das, was 1968 passiert war, mehr zu erfahren, aber zum anderen in zwei weiteren Hinsichten. In erster Hinsicht war dieses Buch besonders wichtig, weil für jemanden, der in der DDR lebte, aus diesem Buch analog zu schließen war, wie auch innerhalb der DDR zwischen Partei- und Regierungsapparat Strukturen und Entscheidungsprozesse überhaupt liefen. Jedenfalls dafür, das, was man in der Zeitung gelesen hatte, besser einordnen zu können, war dieses Buch für mich ausgesprochen wichtig.

In zweiter Hinsicht hat dieses Buch für uns heute, glaube ich, eine große Bedeutung. Ich habe in seinem Buch die klare Ehrlichkeit hinsichtlich der Unterscheidung von drei Ebenen bewundert: der Ebene der Beschreibung dessen, was abgelaufen ist, der Ebene der Beschreibung dessen, was Zdenek Mlynar damals dachte, tat und weshalb er es tat, und der dritten Ebene, von den ersten beiden ganz klar unterschieden, die Meinung, die er im nachhinein zu den beiden Vorgängen hatte, sowohl zu den Ereignissen als auch zu seinen früheren Gedanken und Motiven. Gerade letzteres ist, glaube ich, etwas, was uns in bezug auf die Beschreibung der Fragen, die uns hier beschäftigen, insgesamt sehr guttut. Deshalb an dieser Stelle dieser persönliche Dank.